

Hohenstein-Ernstthal'sches Tageblatt

Amtsblatt

Nr. 262.

Sonntag, den 10. November 1912.

1. Beilage.

Zur Erhaltung der Augustsburg.

In prächtigster Lage, hoch über dem schäumenden Fischpaufluß, grüßt den Erzgebirgs- wanderer die weithin die Landschaft beherrschende, stolze „Wartburg“ des Erzgebirges, die Augustsburg. Ein Meisterwerk des genialen Hieronymus Lotter, gehört das Schloß in seiner ursprünglichen Anlage zu dem Großartigsten und Schönsten, was das 16. Jahrhundert auf dem Gebiete der Baukunst hervorbrachte. Einst der Lieblingsstift des Kurfürsten August, sah die Burg oft in ihren Mauern hohe Gäste, wie Kaiser Maximilian den Zweiten, Großfürst Peter von Rußland und fast ausnahmslos die Herrscher unseres engeren Vaterlandes. Nachdem die Nachfolger des Kurfürsten verschiedene Veränderungen an dem Bau vorgenommen hatten, ward die stolze Feste oft ein Raub schwerer Verwüstungen. So hausten die Kroaten im dreißigjährigen Krieg in barbarischer Weise auf dem Schloße. Schlimmer als sie wüthete 1669 der Aberglaube gegen das Bauwerk. In dem Glauben, die Burg sei nach Verlauf von 100 Jahren zu Silber gradirt, riß man den Bleibelag der Galerien aus und verursachte deren Untergang. 1722 bis 1723 brachte man die umfangreiche Geweihsammlung nach Worbisburg. Andere Kostbarkeiten gingen während des siebenjährigen Krieges infolge feindlicher Besatzungen verloren. 1798 erfolgte die Abtragung der Galerien, sowie der oberen Zimmer und Erker, so daß die letztgenannten überdacht wurden. Seinen jetzigen obersten Abschluß erhielt das Schloß 1800 bis 1802. Vom stolzen Bau des Kurfürsten August ist — mit Ausnahme der Schloßkirche, die Erhard von der Weer schuf — jetzt nur noch das eigentliche Werk Lotters, das Mauerwerk, vorhanden.

Jahrhunderte lang trogten die gewaltigen Mauern den Einflüssen der Zeit. Die meisten der gerabtu glänzenden Räume lagen unbenutzt da, und es betrat sie ein schlimmer Gast, der Verfall! Die vielbewunderten Gemälde Heinrich Göddings verschwanden von den Decken und Wänden der Gemächer und Prunksäle. Ein besonders typisches Bild bot das sogenannte Hahnenhaus, wo Kamine, Frieße und Wände über all Hahnen in allen denkbaren menschlichen Verzierungen und Verfertigungen dem Beschauer vor Augen führten. Heute sind die köstlich-naiven Bildwerke zum großen Teil überdacht, aber noch ist eine Zahl von ihnen wohl erhalten. Das gleiche gilt auch für eine ganze Reihe von Kaminen, die in den verlassenen öden Räumen noch für Schmutz sorgen.

Am meisten ist der Verfall in dem sogenannten Fürstensaale angeknüpft. Die 35 Bildnisse der sächsischen Fürsten, von Luitpold Cranach dem Jüngeren geschaffen, sind verschwunden. Die herrliche Burg steht in Gefahr, zu verfallen, und unser Vaterland wäre um eine Kostbarkeit ärmer und eine Ruine reicher. Noch aber ist Zeit, dem vorzubeugen. Mit nicht un- verhältnismäßig großen Mitteln können die Räume wieder instand gesetzt werden. Um aber wenigstens einen Teil der Säle und Gemächer dem Publikum zugänglich zu machen, hat man den glücklichen Gedanken gefunden, ein Erzgebirgisches Verkehrs- und Museums- hauseinzulegen. Ein Museum, das den schon an anderer Stelle bestehenden nicht etwa nur ein gleiches hinzusetzen will, nein, originell in Idee und Ausführung sein soll. Die Verkehrsverhältnisse will man an Panoramen, Dioramen, Bildern, Modellen, Plänen und Karten vor Augen führen. Die Natur des Erzgebirges, die industriellen Ergebnisse dieses Gebietes, sie sollen dem Besucher in lebhaften, geschmackvollen Gruppirungen gezeigt werden. Dafür ist die Augustsburg wie kein anderer Ort des Erzgebirges geeignet. Am Eingange des Gebirges, über einem der schönsten Täler liegend — der Blick aus den Fenstern des Schloßes kann ja schon als hervorragendes Schaustück gelten —, ist der innere Zusammenhang von Umgebung und Ausstellung schon vorhanden.

Die bequeme Bahnverbindung von Norden her hat schon jetzt Tausende zur Burg geführt und die Stadt Augustsburg ist bemüht gewesen, den Zugang von dem tiefgelegenen Bahnhof zur Burg bequemer zu machen, indem sie eine un- unterbrochen verkehrende Bergbahn baute. Studentische und andere Vereine nehmen das alte Schloß schon jetzt zum Ziel.

Daher ist es für jede Gegend von Vorteil, durch möglichst nützliche Bilder usw. im Museum vertreten zu sein. Sellen hat ein Projekt in dem Maße das Schöne und Zweckmäßige vereinigt, wie die geplante Museumsgründung. Einestheils wird ein unserer prächtigsten Bauwerke vor dem drohenden Verfall bewahrt, andererseits ist die Möglichkeit geboten, in unvergleichlich schönen Räumen unserm ganzen Gebirge, durch Ausstellung seiner Schönheiten, neue Freunde zu erwerben. Es sollten daher alle Gemeindevorstellungen, In-

dustrielle und Vereine und wer sonst noch Lust und Liebe zur Heimat hat, freudig mitwirken, der Erfolg wird nicht ausbleiben. Hier am Eingange des Erzgebirges, in lieblicher Lage ein Verkehrs- und Museums- hauseinzulegen, das den schon an anderer Stelle bestehenden nicht etwa nur ein gleiches hinzusetzen will, nein, originell in Idee und Ausführung sein soll. Die Verkehrsverhältnisse will man an Panoramen, Dioramen, Bildern, Modellen, Plänen und Karten vor Augen führen. Die Natur des Erzgebirges, die industriellen Ergebnisse dieses Gebietes, sie sollen dem Besucher in lebhaften, geschmackvollen Gruppirungen gezeigt werden. Dafür ist die Augustsburg wie kein anderer Ort des Erzgebirges geeignet. Am Eingange des Gebirges, über einem der schönsten Täler liegend — der Blick aus den Fenstern des Schloßes kann ja schon als hervorragendes Schaustück gelten —, ist der innere Zusammenhang von Umgebung und Ausstellung schon vorhanden.

Eine Reise nach Amerika.

Skizze von Konrad Kemling.
(Nachdruck verboten.)

Als Clara Blackfield den Herzog von Denver heiratete, erhielt sie von ihrem Vater als Hochzeitsgabe ein Diadem, dessen kostbarer Stein — ein Diamant vom „reinsten Wasser“ — einen Wert von etwa sechshunderttausend Mark hatte.

Bei einer Reparatur dieses Diadems geschah es nun, daß dieser Stein auf räthelhafte und völlig unerklärliche Weise verschwand.

Da mit einer bloßen Verdächtigung der Dienerschaft, des Juweliers und seiner Angestellten so gut wie nichts getan war, wurde, unter Aussetzung einer hohen Belohnung, die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen, die denn auch nach kurzer Zeit schon „ihren Mann“ zu fassen glaubte.

Uebrigens war keine Zeit zu verlieren.

Der „lahme Bill“, einer der geriebensten Burschen und ein guter Bekannter der Kriminalpolizei, hatte sich durch irgendeine Unge- schicklichkeit verdächtig gemacht und diesen Verdacht noch dadurch bestärkt, daß er in allzu durch- sichtigiger Verkleidung auf dem Bureau der White Star-Linie erschienen war, um einen Platz auf der „Majestic“ zu belegen, die bereits am über- nächsten Tage in See gehen sollte.

Harry Ved war der Auserwählte, der den lahmen Bill begleiten und ihm, wenn irgend möglich, noch während der Fahrt das Kleinod abjagen sollte.

Der lahme Bill war diesmal wirklich ein wenig ungeschickt. Nicht nur in seiner Wäsche, die ihn übergenügend für weniger scharf beobachtende Menschen in der Tat als einen würdigen, etwas knurrigen alten Herrn erscheinen ließ, der sich wenig um die übrigen Fahrgäste kümmerte, sondern wortfarrig und ungeschicklich, auf seinen Stuhl gestürzt, über das Promenadendeck humpelte oder hinter einem Buch im Versteck lag und las, wobei er dann den Riemen des der- den Knotenstod um sein Handgelenk geschlungen hatte.

Ja, dieser Knotenstod! Bill konnte sich nicht von ihm trennen, obwohl es mit seiner Lahrheit nicht allzu schlimm stand; er trug ihn sogar bei der gemeinsamen Mittags- und Abendtafel bei sich und stellte ihn sorgsam zwischen seine Beine, wenn er ab- ging.

Harry Ved hatte auch beobachtet, wie Bill eines Tages den Steward befragt anfuhr, als dieser, hilfsbereit und zuvorkommend, den Stod an seinem Lederrücken über die Stuhllehne hängen wollte.

Diese Ungeschicklichkeit Bills, der sozusagen aus der Rolle gefallen war, hatte dem erfah- renen Detektiv genügt.

Der Trick war wirklich nicht neu, und vom lahmen Bill hätte man wohl etwas mehr Er- findungsgeist erwarten können. Der gute Junge schien wirklich alt zu werden.

Harry Ved's Aufgabe war also so gut wie gelöst. Er begnügte sich denn auch damit, des Morgens und des Abends das Vorhandensein des unscheinbaren Knotenstodes, der einen so kostbaren Inhalt barg, zu konstatieren, und widmete sich im übrigen der Unterhaltung mit den anderen Passagieren.

Am liebsten war ihm nach Tisch das Spiel- chen im Rauchsalon. Da waren ein deutscher Kaufmann, der vorzüglich Englisch sprach, ein alter englischer Oberst und — der „Windhund“.

Der Windhund war ein lustiger Junge und hieß James Parter. Eigentlich gehörte er nicht in die Gesellschaft der gefesteten drei anderen Herren. Da er aber ganz verfallen aufs Karten- spielen war und nebenbei tausend lustige Scherzreden zu erzählen wußte, ließ man sich seine Gesellschaft gefallen, zumal er trotz seines Uebermutes sehr gute Manieren hatte und sich der Ehre wohl bewußt war.

James, der Windhund, war Kaufmann, stammte aus gut bürgerlichem Hause und war von seinem Vater nach Amerika geschickt worden, um sich dort im Betriebe eines Geschäfts- freundes ein wenig anzusehen. Das alles er- zählte er sehr offenherzig und gestand auch ganz freimüthig, daß sein „alter Herr“ in Anbetracht seines Leichtsinns das Reisegeld ein wenig knapp bemessen habe.

„Nun, wenn schon!“ — meinte er — „drin- nen hat er mir ein kleines Guthaben angewie- sen, und außerdem bekomme ich ja auch Ge- halt.“ Es wird schon gehen.

Dabei mischte er lachend die Karten und fokettierte ein wenig mit dem riesigen, dicken Siegelring — einem alten Familienerbstück — der ganz aus Gold bestand und zwischen schön verchlungenen Arabesken die Initialen J. P. trug.

Er war sichtlich stolz auf diesen Ring, ob- wohl die wunderliche, unmoderne Form dieses kleinen Ungeheuers weber zu seinen schlanken, jugendlichen Fingern noch überhaupt zu der et- was übertriebenen Eleganz seines äußeren Men- schen paßte.

Wenige Tage vor Beendigung der Reise wurde der stets lustige James Parter plötzlich nachdenklich und verstimmt und war sogar beim gemeinsamen Kartenspiel unaufmerksam.

„Was haben Sie eigentlich?“ fragte ihn Harry Ved, der den jungen Menschen liebe- gewonnen hatte und sich viel mit ihm beschäftigte. James wick aus, machte Andeutungen und ließ sich schließlich erröthend zu einem Geständ- nis bewegen:

„Mein Geld ist zu Ende, Herr Ved — und die Reise auch bald. Und ich habe noch hier und da ein paar kleine Schulden: beim Ste- ward, beim Friseur. . . Mein Gott! Schimpf- Sie nicht! Ich gebe ja zu, daß ich in der- Tat ein etwas leichtsinniger Kerl bin. Aber se- hen Sie, ich muß diese Schulden doch unbe- dingt bezahlen, ehe wir landen. Und da . . . ja.“

Harry Ved war guter Laune; seine Mi- sion verpochte glänzend zu gelingen; der lahme Bill humpelte nach wie vor ahnungslos mit seinem Knotenstod umher, und es mußte für ihn, den gewandten Kriminalbeamten, eine Kleinig- keit sein, ihm zur rechten Zeit den Stod abzu- jagen, zumal er schon den Kapitän verständig- hatte, der ihm seine Hilfe bereitwilligst zuge- sagt hatte, falls Bill Schwierigkeiten machen sollte. Also griff er in die Tasche und fragte nur:

„Bieviele brauchen Sie, Herr Parter?“

„Aber nein.“

„Also genieren Sie sich nicht! Ich tue es gern. Sie geben mir das Geld wieder, sobald wir am Lande sind — und Sie Ihr Guthaben abgehoben haben.“

„Nun also“ — James zögerte noch ein we- nig — „alles in allem zehn Pfund. . . wenn es Ihnen nicht unangenehm ist. Und dann“ — er überlegte einen Augenblick — „Sie neh- men meinen Siegelring als Pfand.“

„Aber wozu?“

„Aber, das ist ganz selbstverständlich. Schließlich bin ich Ihnen doch absolut fremd. Und so viel Wert hat der Ring doch beinahe, ganz abgesehen davon, was er mir und meiner Familie als Erbstück wert ist.“

„Schön denn!“ sagte Harry Ved.

Damit war das Geschäft abgeschlossen. Ja- mes erhielt seine zehn Pfund und eine Visiten- karte Harry Ved's mit der Adresse seines New- Yorker Hotels, wofür er an Harry Ved den Ring ausliefern sollte.

Der letzte Tag der Reise kam, und Harry Ved wurde ein ganz klein wenig nervös; er wollte jeden Lärm vermeiden und überlegte, wie er in den Besitz des Knotenstodes kommen sollte, den der lahme Bill ohne Frage sehr ener- gisch verteidigen würde.

Er hatte sich dem Verbrecher während der- letzten Tage wiederholt zu nähern gewußt und gelegentlich auch mit dessen Stod gespielt, was Bill jedesmal mit einiger Unruhe gesehen hatte.

Schließlich war er jedoch zu dem Entschluß gekommen, Bill einfach bei der Landung ver- haften zu lassen und den Stod an sich zu nehmen.

So geschah es auch.

Bill tat sehr erstaunt, leistete aber keinerlei Widerstand, sondern verlangte nur, daß man ihm seinen Stod lasse, den er zum Gehen nö- tigt habe.

„Sie bekommen ihn wieder,“ sagte Harry Ved ironisch, „sobald sich Ihre Schuldenlosigkeit erwiesen hat.“

Da begann Bill zu loben und mußte mit Gewalt von den Schutzeuten abgeführt werden.

Harry Ved aber suchte sofort nach der Lan- dung sein Hotel auf und begann, sich sehr eif- rig mit dem Stod zu beschäftigen. Der Mecha- nismus, durch den er sich öffnen ließ, funk- tionierte nach einigen Versuchen, und Harry Ved fand zu seiner größten Bestürzung das kleine Versteck in der Höhlung des Griffes leer.

Am nächsten Morgen eilte er in das Poli- zeigefängnis. Auf der Treppe des Hotels be- gegnete ihm sein junger Freund James Parter, der ihm stolz die geliebten zehn Pfund über- reichte und um seinen Ring bat.

Harry Ved, der in großer Eile war, tauchte das Geld gegen den Ring ein, nickte James stüchzig zu und entfernte sich.

Eine Stunde später mußte der lahme Bill, nach einer peinlichen Leibesvisitation, entlassen

werden, da sich der gefuchte Diamant nicht in seinem Besitze befand.

Sein erster Gang war zu — James Par- ter, der in der Nähe des Hafens ein Hotelzim- mer gemietet hatte. Die beiden Männer, die sich während der ganzen Reise auf der „Maje- stic“ nicht gekannt und kein Wort miteinander gewechselt hatten, schienen außerordentlich gute Freunde zu sein.

„Nun?“ fragte Bill.

„Hier!“ entgegnete James und hielt ihm den dicken Siegelring entgegen.

„Ich befürchtete,“ fuhr Bill fort, „daß noch im letzten Augenblicke, bei der Kontrolle, eines der Kriminalbeamten auf den Gedanken kom- men könnte.“

„Wieso?“

„Nun — der Raub des Diamanten war hierher signalisiert; und wenn man den unför- migen Ring bei Dir entdeckte.“

„Bar unmöglich.“

„Was heißt das? Die Kerle sind schlau und machen uns das Leben reichlich schwer.“

Da lachte James.

„Sehr einfach! Weil ich so vorichtig war, den Ring unserem Freunde Harry Ved selbst zur Aufbewahrung zu geben, und ihn mir erst heute vormittag geholt habe.“

Bill war sprachlos.

„Das war mehr als verwegen, James!“

„Möglich. Aber es ist gelungen, wie Du siehst.“

Und dann machten sich die beiden daran, den Ring mit einer feinen Säge zu zerhacken. Die Kapfel öffnete sich, und das herrliche Feuer des großen Diamanten leuchtete ihnen entgegen.

Der Freund des Ministers.

Von Marie Bremer.
(Nachdruck verboten.)

Halb acht.

Beim strahlenden Licht der vier Kronleuch- ter beaugenscheinigen Monsieur und Madame Zmcheras mit geschäftiger Miene ihr Wohnzimmer. Es ist hoch, reich ausgestattet und strotzend von Silber und Plüsch, wie es sich gehört für reich geordnete Kaufleute, für die der Schein erste Lebensbedingung ist. Beiße Sevres-Tafelau- fätze tauchen auf aus Blumengehäusen von Rosen, Kissen und Wimosen. Der Wein funkelt in Karaffen.

„Wo ist das Menü, meine Liebe?“

„Hier!“ entgegnet Madame Zmcheras, de- ren prächtige, blonde Schönheit in die knisternde Seide eines blauen Kleides gehüllt ist.

Ihren Augen mangelt jeder Ausdruck, denn sie haben die Farbe trübten Wassers. Ueber- dichten Hängebäden scheitelt sich ihr schönes Paar.

Er nimmt eine der seidig glänzenden Kar- ten, auf denen die Speisen mit goldenen Buch- staben verzeichnet sind.

„Sehr schick! Nur ein wenig einfach viel- leicht!“

„Man sollte denken, der König käme zu uns!“

„Das nicht, meine Liebe, aber der Freund des Ministers.“

Und die durchdringenden Augen des Haus- herrn blinzeln unter schweren Lidern. Sein Ge- sicht ist rund und grau wie eine Reinetze, seine Augenbrauen sind struppig, sein Schädel ist blank geworden beim Lichte der Kontorlampen. Er wiegt den Kopf mit verständnisvoller Miene und sieht dabei aus, als blide er in die Ferne.

Was sah er da? Ein ganz kleines Stückchen rotes Band, das wehte und flatterte und wurde größer und blendete förmlich in seinem purpur- nen Glanz.

„Ich hoffe, Du machst es durch die Weine wieder nett. Amontillado? — Chateau Laf- fitte 75 — Clos de Vougeot 87. — Gut, gut! — Roet et Chandon brut imperial 89. — Einfach hervorragend!“

„Na, wenn der nicht zufrieden ist“ — mur- melte Mme. Zmcheras.

„Er ist sehr anpruchsvoll, darf es auch sein! Denk doch, ein Mann, der an allen offi- ziellen Dinners teilnimmt, der intime Freund von Roblet, Emile Roblet, der fünfmal Mini- ster, zweimal Ministerpräsident war! Den Ver- tehr mit solchen Männern muß man pflegen, denn er ist kostbar.“

Mme. Zmcheras stimmte zu.

„Unter diesen Umständen ist Dein Orden aber auch so gut wie gewiß, nicht wahr? Sprachst Du mit ihm darüber? Was meinte er?“

Die Stirn ihres Mannes zog sich in ernste Falten.

„Nein, nein, noch sprach ich nicht mit ihm darüber. Man muß langsam vorgehen, er muß die rechte Stimmung da sein, wir müssen uns erst besser kennen! — Du hast ihn doch zu Deiner Rechten gesetzt? — Uebrigens haben wir erlesene Gäste heute, die uns Ehre machen. Er soll aber vor allem merken, wie geehrt wir